

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 29 (1977)
Heft: 13
Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Knecht bleibt ein Knecht

Zum Hörspiel «Die Sendung» von Rudolf Jakob Humm im Programm von Radio DRS II (18./19. Juni)

Das Hörspiel «Die Sendung» des kürzlich verstorbenen Schweizer Autors Rudolf Jakob Humm knüpft an seinen 1964 erschienenen Roman «Valdivia» an und thematisiert insbesondere die Spannung zwischen gesellschaftlich vereinbarter Rolle und individueller Identität. Peres Parra, der Diener des Schachmeisters Manuel Valdivia, hat nach dessen Tod aus einem Sendungsbewusstsein heraus dessen Namen und dessen Stellung in der Gesellschaft übernommen. Sein eigener Diener, der dieses Geheimnis ergründet hat, beginnt ihn über eine Frau (Katarina) zu erpressen und bewirkt schliesslich, dass Valdivia (resp. Parra) wieder auf seine ursprüngliche Identität eines südamerikanischen Landarbeiters zurückgeworfen wird.

Formal baut sich «Die Sendung» mit Ausnahme der letzten Szene vielleicht, aus Dialogen auf. In der direkten Konfrontation mit dem Gegenüber bricht das Rollengefüge zusammen, das den kleinen Kreis der auftretenden Personen zuvor zusammengehalten hat. Bezeichnenderweise geht die Initiative dabei von dem ebenso skrupellosen wie aufrührerischen Diener Oliviero aus, der es versteht, sich die Dame Mrs. Katarina Stone gefügig zu machen, und zwar dank Informationen über ihr nicht gerade blütenweisses Vorleben. Zudem erfährt sie von ihm die wahre Identität seines Herrn Valdivia und vermag mit dieser Information anschliessend bei demselben eine grössere Summe zu erpressen.

Diese krimimässig aufgeladene Szenerie wird nun aber im weiteren insofern subtil ausgeführt, als die Hörererwartung, in Valdivia/Parra einen raffinierten Betrüger vorzufinden, nicht eingelöst wird: Den Gesprächen mit Katarina zufolge hat ihn vielmehr seine tief eingewurzelte Servilität dereinst dazu bewogen, die Rolle seines Herrn zu übernehmen. Dieser habe ihm als Toter ein dementsprechendes Zeichen gegeben. Der Rollentausch bedeutet somit, dass Parra sich aus der Symbiose mit seinem Herrn herauslöst und als Valdivia die seinem Schachtalent entsprechende Stellung in der Gesellschaft eingenommen hat. Aber die Loslösung von seiner unterschichtigen Herkunft ist nur eine oberflächliche, der Identitätsübergang vollzieht sich nur um den Preis der Entfremdung. Wie der entlarvte Schachmeister gegenüber Katarina gesteht, fühlt er sich zutiefst unglücklich in seiner Stellung: Er ist eigentlich ein Peon, ein Landarbeiter geblieben, was sein Diener auch bald einmal erkannt hat. Und panische Angst hat er vor allem nachts: Es ist das Grauen des Tauchers in der Tiefe, wenn er merkt, dass um ihn nur Wasser ist, die Angst des Dieners Parra, wenn er davon bedroht ist, sich mit dem Herrn Valdivia gänzlich zu vereinigen. Denn die Rolle seines Herrn hat er ja nur aus Gehorsam übernommen. Er kommt mit ihr keineswegs zur Deckung, und er ist bereit, von ihr zu lassen.

Die Alternative zu seiner Stellung als Herr ist aber nur diejenige eines Knechtes: Nachdem Parra seiner Frau Barbara seine wahre Identität gestanden hat, beginnt er sie sogleich zu siezen. Und die Versuche seiner gesellschaftlichen Umgebung, den Sturz aufzuhalten, um sich selber vor einer grösseren Erschütterung zu bewahren, fruchten wenig: Katarina, die «Mitleid und Befehlsgewalt» gegenüber Männern hat, erkennt in seiner Unterwürfigkeit menschliche Grösse, versucht sie zu stärken und schlägt ihm vor, unter dem Namen Valdivia aber eigentlich als Parra ein Turnier gegen den amtierenden Weltmeister auszutragen. Parra lehnt ab und trennt sich von ihr, da sein Ethos als Landarbeiter mit ihrem Verhalten (Erpressung, Geliebte des Oli-

viero) nicht zu vereinbaren ist. Barbara, seine Frau hat einerseits Angst um ihre Stellung, sieht andererseits aber auch die Chance einer tieferen Beziehung zu ihm. Ihr Plan sieht deshalb vor, dass er gegen den Weltmeister verlieren und einen Selbstmord aus Verzweiflung vortäuschen solle. Anschliessend könne er fernab unter eigenem Namen eine neue Karriere aufbauen und sie, Barbara, nochmals heiraten. Parra aber, der ein besserer Schachspieler ist als Valdivia es war, findet in der entscheidenden Weltmeisterschaftspartie sich selber und gewinnt deshalb diese, fühlt sich aber als Verräter gegenüber seinem verstorbenen Meister.

Und auch der europäische Schachsachverständige verändert seine Einstellung keineswegs, wenn er ihn darauf hinweist, dass er sich in einem freien Land befinde, wo jeder ein Señor sei. Seine letzte Aussage: «Ich bleibe Peres Parra, ein Peon; das Spiel der Señores ist aus» scheint endgültig zu sein.

Das Hörspiel entwickelt, so meine ich, den Eindruck von einem hermetisch abgeschlossenen Sozialgefüge, in welchem jeder durch seine Abstammung, durch die Erziehung auf eine bestimmte Mentalität grundlegend determiniert wird. Sozialer Aufstieg, mentalitätswidrige Rollenübernahme, Entwicklung und Förderung von dem Milieu widersprechenden Fähigkeiten sind zwar, wie aufgezeigt, möglich, aber nur um den Preis der Entfremdung von der eigenen Identität. Ein einfacher Landarbeiter darf deshalb letztlich kein guter Schachspieler sein, da Schach in einer anderen Gesellschaftsschicht gespielt wird. Die Wurzeln der eigenen Existenz (Heimat, Erblinien, Familie, soziale Gruppe) sind in einem solchen Weltbild der entscheidende Rahmen für die Identität und die Entwicklung des Einzelnen. Emanzipatorische Konzepte wie die Aufklärung oder die Befreiung durch den Sozialismus werden dadurch grundlegend in Frage gestellt. Die Knechte scheinen Knechte zu bleiben und die Herren Herren. Eigenartig nur, dass der Peon Peres Parra wie die Figuren in Robert Walsers Romanen wesentlich mehr Würde und Eigenständigkeit in sich trägt als seine Mitspieler aus der Oberschicht.

Ueli Spring

Praktische Medienkunde am Beispiel «Teleboy»

Maturanden des Gymnasiums Appenzell sprachen mit Verantwortlichen und Kandidaten

Praxisbezogene Medienkunde ausserhalb des Schulzimmers, direkt bei jenem Medium selbst, das heute am meisten fasziniert, nämlich beim Fernsehen – das war der Ausgangspunkt, der zu einem Abstecher von Appenzell nach Zürich in den «Teleboy» und anschliessend zu etlichen langwierigen Telephongesprächen und Interviews führte. Und am Ende des Weges waren dann die Artikel der Schüler über den «Teleboy».

Seit am Gymnasium Appenzell mit der Einführung des Propädeutikums wesentliche Neuerungen im Schulbetrieb eingeführt wurden, gibt es auch das Fach Medienkunde. Zuvor war zwar der Wunsch bereits vorhanden, aber der Stundenplan liess keine Möglichkeit zu, ein solches Fach einzuführen. Mit dem Propädeutikum wurde das anders. Wesentlichste Neuerung des Propäs war die Verkürzung der eigentlichen Gymnasial-Schulzeit von siebeneinhalb auf sieben Jahre; die Schüler legen nun die Matura im Dezember statt erst im darauffolgenden Juni ab. Das «gewonnene» Halbjahr wird dazu verwendet, die Schüler besser auf das Hochschulstudium vorzubereiten, indem für die einzelnen Fächer in kleinen Gruppen eine intensive Ausbildung betrieben werden kann. Im Rahmen des Propäs wurde auch die Medienkunde als Freifach geschaffen.

In der Medienwelt gibt es, wie überall auf der Welt, zwei Seiten: eine theoretische, die in den Schulzimmern gelehrt werden kann, und eine praktische, welche die Theorie so und so oft Lügen straft. Daher wurde auch die «Theorie» sehr praxisbezo-

gen gestaltet. Mit Hilfe einiger weniger, selbst erarbeiteter Manuskripte wurden in den ersten Lektionen die Grundlagen dafür geschaffen, dass die Schüler einen ersten Einblick in die Funktionsweise der Medien erhielten. Schwerpunkt bildete dabei die Information, die ja von allen Medien weiterverbreitet wird. Diverse Beispiele aus dem Alltag eines Redaktors (Der Autor dieses Beitrages ist von Beruf Redaktor. Die Red.) zeigten die Praxis anschaulich. Bereits in dieser Phase wurden die Schüler aktiv, indem sie, nach einer Einführung in das Wirken der Nachrichten-Agenturen und in die Abfassung einer Agenturmeldung nach den Kriterien der sechs W (wer, was, wie, wo, wann, warum), selbständig eine «Agenturmeldung» schrieben.

Sehr bald wurde dann das Thema Fernsehen aktuell. Gemeinsam besuchten wir eine Durchlaufprobe des «Teleboys» im Zürcher Fernsehstudio. Bei der Hauptprobe am Abend vor dem Sendetag läuft die Sendung genau gleich ab wie am Sendetag selber, nur die Kandidaten-Ehepaare werden von andern Ehepaaren vertreten. Ein zweiter Besuch beim Fernsehen galt dann noch dem eigentlichen Studio, also mehr den technischen Aspekten. Vor dem Besuch der Durchlaufprobe des «Teleboys» wurde mit den Schülern genau abgesprochen, wer welche Aufgaben zu übernehmen habe, denn es war von Anfang an geplant, das in der Theorie erarbeitete Wissen über «Artikel-Schreiben» nun beim «Teleboy» in die Praxis umzusetzen.

Von hier an mussten die Schüler absolut selbständig arbeiten. Ich hielt mich für Notfälle zur Verfügung – aber meine Hilfe wurde nicht benötigt. Selbständig arbeiten hiess etwa: sich die Fragestellung für das Interview überlegen, einen Termin für das Interview abmachen, die Antworten auswerten, gliedern und in einem Artikel formulieren. Mit seiner Arbeit sollte der einzelne Schüler zugleich erfahren, dass Informationsvermittlung immer ein Team-work ist; sein eigener Beitrag zeigte nur einen Aspekt des Ganzen auf, dessen Zielsetzung lautete: Kritischer Untersuch der Qualität des «Teleboys».

Eine Schülergruppe durfte, um die Arbeit des Regisseurs besser verfolgen zu können, bei Max Sieber in der Regie-Kabine weilen. Eine andere wollte die Kandidaten-Ehepaare interviewen, eine dritte den «Vater» des «Teleboys», Kurt Felix, befragen. Die Erfahrungen der Schüler waren aufschlussreich. So war es mühsam, die Ehepaare nach der Sendung telephonisch zu erreichen. Wie sich herausstellte, waren sie unmittelbar nach der Sendung gemeinsam in den Urlaub verreist, den ihnen ein Reisebüro aufgrund des Handlungs-Ablaufs der Sendung offeriert hatte (es handelte sich um jene Sendung, in der Vivi Bach einen unzufriedenen Reisebürokunden beschwichtigen sollte). Beide Ehepaare seien sehr offen, ohne Hemmungen gewesen; das Menschliche sei sehr stark hervorgetreten, urteilten die Schüler abschliessend. Überhaupt fanden alle Schüler, ihre Gesprächspartner seien sehr sympathisch und zuvorkommend gewesen. Bei Kurt Felix allerdings ergaben sich anfänglich ungeahnte Schwierigkeiten. Es habe mindestens sechs Telephonanrufe gebraucht, «bis das Interview mit ihm klar war», erzählten die Schüler. «Dabei hatten wir zu diesem Zeitpunkt Kurt Felix überhaupt noch nie persönlich gesprochen» – erst das grundsätzliche Einverständnis für ein Interview mit ihm lag vor! Dann kam das Gespräch an einem Dienstag doch noch zustande – nachdem es im Laufe des Nachmittags nochmals fünf Telephonanrufe wegen zeitlicher Verzögerungen gegeben hatte. Die Schüler arbeiteten nur auf Grund von Notizen, die sie während der Telefongespräche machten. Der Plan, die Gespräche auf Band aufzunehmen, war nicht durchführbar, weil die Aufnahmequalität zu schlecht war.

Der Text selbst wurde dann je von der ganzen Gruppe verfasst, indem stets diskutiert und so die Formulierung bereinigt wurde. Als grösste Schwierigkeiten bezeichneten die Schüler das Umsetzen der Mundart in die Schriftsprache, die Auswahl und Formulierung der Auskünfte, die sie erhalten hatten, sowie den Aufbau der Artikel. «Wir lagen völlig in der Luft und hatten bis zum Schluss keine Ahnung, wie wir standen», meinte einer der Schüler. Nun, wie die Schüler mit ihren Arbeiten tatsächlich stehen, das zeigen die drei folgenden Artikel. Mit Ausnahme des Titels und einiger Tippfehler



Macht mit dem «Teleboy» die Schweizer zufrieden: Kurt Felix.

(sowie einiger redaktioneller Retouchen) wurden die Texte unverändert gelassen, um damit einen möglichst authentischen Einblick in die Qualität der Arbeiten zu geben.

Es sei zum Schluss allen herzlich gedankt, die durch ihre Bereitwilligkeit den Besuch des «Teleboys» und danach die Interviews ermöglichten. Speziell gedankt sei Frau Susi Lendi vom Schweizer Fernsehen; sie hatte wohl am meisten Umtriebe, bis endlich alles klappte.

Werner Kamber

Humor mit etwas Niveau – Aus einem Interview mit Kurt Felix

Als Kurt Felix 1973 den «Teleboy» ins Leben rief, wollte er eine Unterhaltungssendung am Samstagabend schaffen, welche die breite Masse erfasst. Es sollte eine Sendung mit viel Humor und *etwas* Niveau sein. Schon damals war Kurt Felix im Showbusiness kein Neuling mehr. Er präsentierte die Sendung «Grüezi miteneand». Wie der Teleboy aufgebaut wird, erklärte uns Kurt Felix an folgendem Vergleich: Der Bauplan eines Hauses entspricht dem Spielplan des «Teleboy»; die Hausunterteilung der Programmeinteilung. Er selbst ist der Architekt, der in minutiöser Kleinarbeit die Sendung nach dem Sandkastenverfahren aufbaut; die Maurerarbeiten der Sendung verrichtet die Regie (Max Sieber).

Was die Kosten betrifft, so sollen sie verhältnismässig gering sein. Auf Grund der grossen Zuschauermenge von etwa zwei Millionen erübrigt sich die Werbung. Daher wurde auch die anfangs nur auf zwei Jahre angesetzte Sendung bis Ende 1977 verlängert. Für die Sendung wird wissenschaftliche Zuschauerforschung betrieben, bei

der das Resultat durchwegs positiv ausfällt. Sonstige Kritiken halten sich durchwegs im Rahmen, wie dies auch in den Zeitungen zum Ausdruck kommt.

Von den 4000 Anmeldungen werden die Kandidaten nach folgenden Gesichtspunkten ausgewählt: Ähnliches Alter und soziale Stellung in Beruf sorgen für die gleiche Ausgangslage im Spiel. Damit dem TV-Team bei den Dreharbeiten zur versteckten Kamera keine allzu grossen Schwierigkeiten erwachsen, sollten die Kandidaten ihren Wohnsitz ungefähr in der gleichen Region haben. Sind diese Bedingungen erfüllt, wird ausgiebig getestet, ob die beiden Ehepaare den oft kniffligen Geschicklichkeitsspielen gewachsen sind.

Die Arbeit von Kurt Felix beschränkt sich ausschliesslich auf den «Teleboy». Wie bereits schon erwähnt, arbeitet er die ganze Sendung selbst aus. Nach seinen Angaben entstünden dabei die grössten Schwierigkeiten bei den Texten von Tante Elise.

Kurt Felix will eine Sendung produzieren, die professionell und perfekt ist. Da ihm aber die Kandidaten unbekannt sind und dadurch die Fehlerquote erhöht wird, treten die Kandidaten leider etwas in den Hintergrund. «Teleboy» ist Perfektion – «alles andere ist Dorftheater», so meint Kurt Felix.

Auf unsere Frage, ob seine Witze vorbereitet seien, antwortete er etwa folgendermassen: Ob wir auch zu denjenigen gehörten, die meinten, er mache Witze; er spreche nur Überleitungstexte, also nichts Lustiges.

Den Erfolg kann man Kurt Felix nicht absprechen. Ob der Erfolg jedoch auf seine Fähigkeit als Showmaster oder nicht viel mehr auf die Gags bei der «versteckten Kamera» zurückzuführen sind, bleibt dahingestellt. Jedenfalls ist die Schweizer Bevölkerung mit der Sendung zufrieden. Jacqueline Businger, Max Geu, Iso Hobi

Der Regisseur hat grosse Kompetenzen – Aus einem Gespräch mit Max Sieber

«Sind Sie ein Ehepaar von Mitte Dreissig und wohnen in einem mittelgrossen Schweizerort?» Wenn ja, dann sind Sie in den Augen des Regisseurs Max Sieber der ideale «Teleboy»-Zuschauer. Bei der Gestaltung der Sendung hält sich der Regisseur immer an dieses Leitmotiv, das heisst: Er versucht die Sendung dem Durchschnittsschweizer schmackhaft zu machen. Das Zielpublikum des «Teleboys» ist ganz klar die grosse Masse der Samstagabend-Fernsehzuschauer. Die meisten Leute fühlen sich angesprochen, da es sich fast ausschliesslich um Unterhaltung handelt. Hier liegt sicher einer der Gründe, warum diese Sendung einen solchen Erfolg hat. Würde Max Sieber zur gleichen Sendezeit ein klassisches Theater inszenieren, hätte die Sendung bestimmt nicht das gleich grosse Echo, auch wenn sie um einiges besser gestaltet wäre.

Die Aufgabe von Max Sieber besteht nicht nur in der technischen Gestaltung der Sendung. Während allen Vorbereitungen und dem ganzen Aufbau der Sendung arbeitet er mit. Er ist zum Beispiel schon bei der Auswahl der Kandidaten dabei. Seine Kompetenzen sind ebenso gross wie die von Kurt Felix. Dieser ist nach der Meinung des Regisseurs auch der beste Präsentator für diese Sendung. Ob dies auch die Ansicht des Durchschnittsschweizers ist, bleibe dahingestellt.

Dem «Teleboy» ging eine andere Unterhaltungssendung von Kurt Felix voraus: «Grüezi mitenand». Max Sieber hatte ebenfalls die Regie. Diese Sendung erreichte bei weitem nicht den Erfolg des «Teleboys». Darauf angesprochen, gibt Max Sieber zur Antwort: «Teleboy» wird viel profihafter gestaltet. Zudem ist die Qualität viel besser als bei «Grüezi mitenand». Dies spielt sicher eine Rolle. Aber liegt der unterschiedliche Erfolg nicht vor allem darin, dass im «Teleboy» Situationen herbeigeführt werden, in denen sich der Zuschauer selber nicht befinden möchte? Bei der «versteckten Kamera» werden die Betroffenen zu Reaktionen provoziert, die etwas über ihre Persönlichkeit, Originalität und Ansichten aussagen. Die ironischen, manchmal aber auch peinlichen Situationen, die sich daraus ergeben, bereiten gerade dem

Schweizer viel Freude. Denn er ist ein Typ, der in der Öffentlichkeit nicht gerne aus sich heraus geht.

«Der Teleboy ist blosser Unterhaltung.» Der Zuschauer wird während der Sendung in eine Scheinwelt versetzt. Um dieses Ziel zu verwirklichen, stehen der Regie verschiedene technische Mittel offen, mit denen ganz bewusst manipuliert wird. Die Sendung ist ein Kunstprodukt, und daher muss sie sich nicht an den Alltag, an das Natürliche halten. So werden zum Beispiel Vorklatscher angestellt, die auf Befehl der Regie zu applaudieren beginnen. Die im Studio anwesenden Zuschauer werden vor der Sendung darüber orientiert und beginnen dann ebenfalls Beifall zu spenden. Dadurch ist sicher der reibungslose Ablauf der Sendung eher garantiert, doch es wird dadurch eine künstliche Atmosphäre geschaffen. Elmar Moser, Pius Fisch

Kandidaten-Ehepaare über ihre Erfahrungen

Im Mittelpunkt unserer Arbeit stand der Mensch, der zum erstenmal als Kandidat in einer Fernsehshow teilgenommen hat. Uns interessierten dabei hauptsächlich seine Empfindungen und Reaktionen. Die Mitarbeit einiger Kandidaten hat massgeblich dazu beigetragen, den vorliegenden Bericht abzufassen. Ihnen gilt unser spezieller Dank.

Die befragten Personen erklärten übereinstimmend, dass ihre Anmeldung beim «Teleboy» auf gut Glück hin erfolgte und ohne jede Erwartung, wirklich einmal als Kandidaten berücksichtigt zu werden. Umso grösser war daher die Überraschung, als das Fernsehen ihnen mitteilte, dass sie für die Teilnahme an der Sendung bestimmt worden seien. Erst jetzt kam eigentlich das Bewusstsein, welch heisses Eisen sie angefasst hatten. Das Wissen um ihren Auftritt steigerte ihre Nervosität. Je mehr sie sich aber damit beschäftigten, desto entschiedener und ruhiger wurden sie. Sie begannen, sich mit der Realität wieder abzufinden.

Der Kontakt mit den Fernsehleuten während der Isolationsphase zerstörte erst einmal die Vorstellungen, die sich viele von ihnen gemacht haben. Sie merken, dass Fernsehleute ebenso Menschen sind wie wir. Die freundliche Behandlung wirkte beruhigend auf die Kandidaten. Die Instruktionen über den Ablauf der Sendung waren so detailliert (neuestens erhalten die Kandidaten sogar ein Drehbuch), dass Pannen praktisch ausgeschlossen sind. Dass keine Pannen passieren, dafür bürgt der Umstand, dass alle Kandidaten sehr selbstsicher auftreten und gewandt mit ihrer Sprache umgehen können.

Freundschaftliche Kontakte mit den andern Ehepartnern beginnen bereits während der Quarantäne. Das bewirkt, dass während des Spiels jegliche Kampfmentalität ausgeschlossen ist.

Das Verhältnis von Kurt Felix zu den Ehepaaren ist ohne tiefere Beziehung. Die Ehepaare werden in eine Statistenrolle gedrängt, ihre Originalität wird «abgeklemmt», weil nach Angaben von Kurt Felix nicht die Kandidaten die Hauptsache sind, sondern er und das Fernsehen. Seine Acht-Minuten-Taktik (pro Gag nicht mehr als acht Minuten) spricht vielleicht den Zuschauer an, sie geht aber mit Bestimmtheit auf Kosten der Ehepaare, die sich übergangen fühlen. Gerechterweise muss aber hinzugefügt werden, dass die Kandidaten an der Selbstsicherheit von Kurt Felix stets Halt gefunden haben.

Die Beschäftigung mit sich selbst und die Angst, etwas falsch zu machen, lässt die Kandidaten ihre ganze Umgebung vergessen, Zuschauer wie die ganze Technik. Die Kandidaten konzentrieren sich nur auf sich. Jemand hatte sogar das Gefühl, in einer andern Welt zu sein. Die Intimsphäre bleibt nach Auskunft der Befragten unangetastet. Das Spiel ist denn auch so oberflächlich, dass die Kandidaten die Öffentlichkeit auch nicht zu fürchten brauchen. Alle Ehepaare wollten natürlich wirken, doch mussten sie nur eine vorbereitete Theaterrolle spielen. Das Paradoxe dabei ist, dass

die Rolle, die sie spielen, ihre eigene ist, die sie aber auswendig lernen müssen. Die Sendung entwirft daher nur ein unvollständiges Bild der Persönlichkeiten.

Die Spieler sind sich einig, dass sich das Mitmachen trotz allem gelohnt hat. Sie hatten den «Plausch». Sie haben die Atmosphäre des Fernsehens erlebt und haben erfahren, dass das Fernsehen nichts Aussergewöhnliches, sondern etwas Natürliches darstellt. Bei den Bekannten ist man für einige Tage im Gespräch, doch verläuft sich allmählich wieder alles im Alltag. Zuschauerreaktionen waren durchwegs positiv. Eine Erfahrung also, die niemand zu bereuen braucht.

Urs Hartmann, Markus Storchenegger

FORUM DER LESER

Nicht nur Schutz für Programmfreiheit, sondern auch für den Bürger vor den Massenmedien

Der Artikel «Wer bestimmt, was der Zuschauer am Fernsehen sehen darf?» (ZOOM-FB 12/77) gibt mir Anlass zu einigen kritischen Bemerkungen. Zwar könnte ich diese Bemerkungen auch für mich behalten; da ich aber immer wieder den Eindruck habe, dass die Redaktoren dieser Zeitschrift bereit sind, abweichende Meinungen anzuhören und ernst zu nehmen, ist es vielleicht nicht ganz sinnlos, sie zu Papier zu bringen. Wenn man sich zum Thema «Ernst S.» äussert, muss man den Gesichtswinkel beschreiben, aus dem man es tut: Als der Krieg begann, war ich zwölfjährig, als er zuende ging, beinahe achtzehn; ich war alt genug, um jene Zeit bewusst zu erleben, aber nicht alt genug, um mitverantwortlich zu sein für das, was geschah. Die Familien Wille und Mettler kannte und kenne ich nicht persönlich. Einen der erschossenen Landesverräter kannte ich flüchtig, weil er in die gleiche Schule ging. Die Reaktionen in der Schule waren zwiespältig, als er erschossen wurde: Die einen frohlockten – in diesem Alter kann man grausam sein –, andere waren betroffen, andere bedauerten ihn; aber ich kann mich nicht erinnern, dass einer das Urteil oder dessen Vollstreckung kritisiert hätte. Wir empfanden die Bedrohung aus dem Norden damals als sehr real; wir lebten nicht «in tiefstem Frieden». Ein Menschenleben war damals nicht besonders viel wert. An den Fronten jenseits der Grenze starben täglich Tausende. Ob wir unser Leben würden behalten können, hing zu einem grossen und bösen Teil von den Entschlüssen des «Führers» ab. Wenn einer, der ihm den Weg hatte bereiten wollen, hingerichtet wurde, war das – jedenfalls aus unserer damaligen Sicht – in Ordnung. Zudem war die Todesstrafe damals auch im zivilen Bereich noch nicht lange abgeschafft; die Hinrichtung Paul Irmigers in Zug lag erst wenige Jahre zurück. Doch nun zu meinen Bemerkungen:

1. Sie schreiben, die einleitenden Worte Peter Dürrenmatts seien «untolerierbar, weil sie eine klare Bevormundung des Publikums darstellten, indem Dürrenmatt das Urteil über diesen Film gleich vorwegnahm». Man kann das so sehen, aber müsste man dann nicht konsequenterweise auch die Ausstrahlung eines solchen «Dokumentarfilms» als Bevormundung des Publikums betrachten, weil dieser Film das Urteil des Publikums über Vorgänge unserer jüngeren Geschichte vorwegnimmt, indem er – statt umfassend zu informieren – tendenziös Fakten auswählt und auswertet und aufgrund dieser einseitigen Darstellung sein Urteil fällt? Die Programmleitung des Fernsehens pflegt, wenn man sie der Ausstrahlung einseitiger Darstellungen bezichtigt, darauf hinzuweisen, dass der Bürger urteilsfähig und mündig und daher durchaus imstande sei, sich ein selbständiges Urteil zu bilden; ein gleicher Hinweis findet